

Hermann Spielhofer

Systemtheorie und Personzentrierter Ansatz: eine kritische Auseinandersetzung

Zusammenfassung: *Mit diesem Artikel soll versucht werden, einen kritischen Beitrag zur Diskussion über die Bedeutung der Systemtheorie für den Personzentrierten Ansatz zu leisten. So stellen die Konzepte der Systemtheorie auf der Ebene wissenschaftstheoretischer Modelle einen wichtigen Beitrag dar, indem sie das linear-kausale Denken durch zirkuläre Erklärungen und durch die Beachtung der Wechselbeziehungen ersetzt haben, was gerade für die Darstellung psychotherapeutischer Phänomene von Bedeutung ist. Andererseits können die systemtheoretischen Modellvorstellungen wenig zur Begründung der Persönlichkeitstheorie wie etwa zur Ausbildung des Selbst mit den darin repräsentierten Verhaltensnormen und Wertvorstellungen sowie zur Begründung von Selbsterfahrung und empathischem Verstehen beitragen, da es bei den systemtheoretischen Konzepten um Prozesse und Strukturen geht und nicht um Inhalte und Erlebnisqualitäten.*

Schlüsselwörter: *Aktualisierungstendenz, Autopoiese, Selbst, Selbstreferenz, Systemtheorie*

Abstract: Systems theory and the Person-Centered Approach: a critical discourse: *This article attempts to accomplish a critical contribution for the discussion concerning the significance of systems theory for the Person-Centred Approach. The concepts of systems theory at the level of the philosophy of science model portray an important contribution, having replaced the linear-causal thinking by circular explanations and through the consideration of the interrelations which is a matter of substance particularly for the representation of psychotherapeutic phenomena. On the other side, the model conceptions of systems theory can contribute little to the foundation of personality theory like the development of the self-representing behavioral standards and value concepts and to the foundation of self-experience and empathic understanding, since the concepts of systems theory deal with processes and structures and not with content and qualities of experience.*

Keywords: *actualizing tendency, autopoiesis, self, self-reference, systems theory*

Die Bedeutung einer Theorie für die Psychotherapie bemisst sich daran, wieweit sie zentrale Annahmen eines Ansatzes darstellen und begründen kann oder, wie Jürgen Kriz (2004, S. 13) betont, wieweit es gelingt, „für wesentliche Aspekte psychotherapeutischer und klinisch-psychologischer Prozesse angemessene Modellvorstellungen bereitzustellen“. Gegenstand psychotherapeutischen Handelns ist das menschliche Erleben und insbesondere die Entstehung psychischer Fehlanpassung sowie die Möglichkeiten ihrer Veränderung. Für Rogers ist es das empathische Verstehen, das es uns ermöglicht, das subjektive Erleben oder den inneren Bezugsrahmen des Klienten¹ zu erfassen. Die theoretische Grundlage dafür besteht in der phänomenologisch-hermeneutischen Erkenntnis-methode, bei der es darum geht, die individuelle Eigenart der Person mit ihrem subjektiven Erleben, den Bewertungen sowie dem Sinn- und Bedeutungsgefüge ganzheitlich zu erfassen.

Allerdings fand auch bei Rogers diese Grundhaltung, die er in seinen einfühlsamen Beschreibungen seiner praktischen therapeutischen Tätigkeit und in seinen theoretischen Schriften vertritt, keine Entsprechung in der von ihm begründeten empirischen Psychotherapieforschung. Es war ihm zwar bewusst, „dass der logische Positivismus [...] nicht notwendigerweise der Weisheit letzter Schluss darstellt. Vor allem nicht in einem Bereich, in dem das Phänomen der Subjektivität solch eine wichtige und zentrale Rolle spielt“ (Rogers, 1959a/1987, S. 76), er hoffte aber trotzdem auf eine wissenschaftliche Sichtweise, mit der sich beide Perspektiven vereinbaren lassen. Jedenfalls war es ihm wichtig, „die Werte des logischen Positivismus und den von ihm geförderten wissenschaftlichen Fortschritt“ zu bewahren (ebd.), auch um die Anerkennung in der *Scientific community* zu erlangen und im Rahmen der universitären Forschung finanzielle Unterstützung zu bekommen. In diesem Dilemma stecken die Forschungsbemühungen nicht nur unseres Ansatzes und nach wie vor besteht das Bestreben darin, durch „anerkannte“, d. h. naturwissenschaftlich-positivistische Verfahren, die

1 Zur besseren Lesbarkeit wird auf eine geschlechtsneutrale oder für beide Geschlechter explizite Formulierung verzichtet.

wissenschaftliche und behördliche Zulassung und Anerkennung als psychotherapeutisches Verfahren zu erlangen.

So liegt es für Kriz (2004, S. 15) nahe, naturwissenschaftliche Konzepte und Metaphern einzubeziehen, denn „interdisziplinäre Diskurse und die Technisierung der Alltagswelt haben sowohl die Wissenschaften als auch die Praxis längst mit naturwissenschaftlichen Metaphern durchdrungen“, weshalb wir uns nicht davon ausnehmen können. Außerdem eröffnet sich damit „die Möglichkeit, von der größeren Präzision naturwissenschaftlicher Konzepte [...] zu profitieren“, zumindest insofern als durch veränderte Perspektiven auf klinische Prozesse ein neues Verständnis für die Grundlagenforschung möglich wird (ebd., S. 23). Diese zentralen Prinzipien, die nach Kriz eine Verbindung zwischen der systemtheoretischen und phänomenologischen Betrachtungsweise schaffen, sind nicht nur metaphorisch zu verstehen, „vielmehr lassen sich diese Zusammenhänge und Prinzipien präzise im experimentalpsychologischen Labor untersuchen“ (Kriz, 2004, S. 42).

Demgegenüber betonen Autoren wie Finke (2002), dass sich die Personzentrierte Therapie, sofern sie sich als Humanistische Psychologie versteht, in ihren zentralen Konzepten nicht auf naturalistische Positionen beziehen kann. Die Humanistische Psychologie sah sich gerade als Gegenbewegung gegen solche Richtungen, und wie im Gründungsmanifest zum Ausdruck gebracht wurde, wollte sie sich im Gegensatz zur Psychoanalyse und vor allem zum Behaviorismus mit dessen reduktionistischen Einengung des Forschungshorizontes an einer spezifisch menschlichen Thematik orientieren, wie dem Sinnbedürfnis, der Kreativität und der Selbstverwirklichung, basierend auf der Phänomenologie sowie der Existenzphilosophie. Auch Zurhorst (1981, S. 21) betont die phänomenologisch-existenzialistische Grundlegung unseres Ansatzes und den damit verbundenen Anspruch auf Selbstbestimmung und Autonomie, der uns von anderen Schulen unterscheidet und „ein starkes Subjektprinzip“ voraussetzt.

Um festzustellen, welchen Beitrag nun die Systemtheorie für unseren Ansatz leisten und wieweit sie einen neuen theoretischen Bezugsrahmen schaffen kann, erscheint es mir angezeigt, dieses Erklärungsmodell und die ihm zugrundeliegenden impliziten und expliziten Grundannahmen und Voraussetzungen aufzuzeigen, soweit sie für unseren Ansatz relevant sind.

Grundelemente der Systemtheorie

Die Bezeichnung „Systemtheorie“ verführt leicht zu der Annahme, dass es sich dabei um ein systematisches, in sich geschlossenes Theoriegebäude handelt. Eigentlich müsste man in der Mehrzahl von „Systemtheorien“ sprechen, da es unterschiedliche Entwicklungen und Ausformungen gibt. Die Entwicklung der Systemtheorie ist mit Begriffen wie Konstruktivismus, Kybernetik, Chaos- und Kommunikationstheorie, Synergetik, Selbststeuerungsprozessen usw. verbunden. Es ist daher nicht leicht, sich einen Überblick

darüber zu verschaffen. So schreiben von Schlippe und Schweitzer in ihrem *Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung* (2007, S. 50): „Nach über vier Jahrzehnten ihrer Entwicklung liegen von der ‚Systemtheorie‘ zahlreiche Varianten vor, die unterschiedliche Schwerpunkte setzen und jeweils ganz verschiedene Handlungskonsequenzen nahe legen.“

Da es dabei um die Beschreibung von Prozessen und den dabei wirksamen Strukturen geht und nicht von Gegenständen, ist die Systemtheorie auf verschiedene wissenschaftliche Disziplinen anwendbar, sie hat „transdisziplinären Charakter“. Systemtheoretisches Denken findet sich nicht nur in der Physik, Biologie oder Neurophysiologie, sondern auch in der Soziologie, Psychologie, Pädagogik und letztlich auch in der Psychotherapie.

Mit der Systemtheorie wurde das linear-kausale Denken und die Trennung von Subjekt und Objekt in der wissenschaftlichen Forschung, wie dies vor allem seit Descartes vorherrschend war, überwunden. An die Stelle isolierter linearer Beziehungen treten zirkuläre Erklärungen und Wechselbeziehungen. Auch wenn es nicht möglich ist, Ursache-Wirkungs-Beziehungen zu bestimmen, so können doch logische Verknüpfungen und Gesetzmäßigkeiten beschrieben werden; man spricht von „zirkulärer Kausalität“ (Simon, 2008, S. 16). Es geht dabei um Wechselbeziehungen in einem Netzwerk, um Strukturen und Funktionen von Elementen in einem Gefüge und um die Regeln ihrer Interaktionen und Kommunikation. Insofern leistet die Systemtheorie einen wichtigen Beitrag zum Wissenschaftsverständnis im Bereich der Sozial- und Humanwissenschaften, wo es um komplexe und vernetzte Prozesse geht, die nicht mittels linear-kausaler Beziehungen streng isolierter Variablen erfasst werden können. Seit man außerdem erkannt hatte, dass die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung nicht unabhängig sind von der Person und dem Erkenntnisinteresse des Beobachters, ließen sich die traditionellen Sichtweisen vor allem in den Sozialwissenschaften nicht mehr aufrechterhalten. Es war dadurch jedenfalls notwendig geworden, den Prozess der Forschung selbst sowie das Verhältnis von Beobachter und Beobachtungsgegenstand zum Objekt der Forschung zu machen. Eine Erkenntnis, die allerdings in der Psychotherapie so neu nicht ist, da man hier von Beginn an davon ausgegangen ist, dass sich die „psychische Realität“ im Rahmen von Interaktionsprozessen zwischen Therapeut und Klient konstituiert.

Kernstück der Systemtheorie ist das Konzept der *Autopoiesis*. Damit wird die Fähigkeit der Selbstreproduktion lebender Systeme bezeichnet, das heißt, dass sie in der Lage sind, die Elemente, aus denen sie bestehen, selbst zu produzieren und zu reproduzieren und dadurch ihre Einheit zu bestimmen (Maturana, 1982, S. 52). Dabei bestimmen die Beziehungen zwischen den Elementen ihre Struktur und damit die Eigenschaften des Systems. Beispielhaft dafür ist die lebende Zelle, die zwar die benötigten Substanzen und Energien aus der Umwelt aufnimmt, aber in eigene Elemente umwandelt. Wesentlich dabei ist auch die Tatsache, dass lebende Systeme eine Grenze bilden, eine Membran, durch die sie sich von außen abgrenzen. Die

Bildung dieser Grenze (Membran) ist integraler Bestandteil der Organisationsprozesse und Voraussetzung für die Entstehung einer abgegrenzten operationalen Einheit und die für die Systemtheorie wichtige binäre Struktur (von innen und außen). Es handelt sich also bei derartigen Systemen um geschlossene Systeme, die nur über „strukturelle Koppelungen“ mit der Umgebung verbunden sind, das heißt, dass kein unmittelbarer Austausch zwischen System und Umwelt stattfindet, sondern dass Substanzen und Energien in eigene Elemente umgewandelt werden; so wie etwa Sinneszellen Reize der Außenwelt in elektrochemische Prozesse umwandeln. Dieses Konzept hat bei der Anwendung der Systemtheorie sowohl für die Beschreibung sozialer Phänomene wie auch für psychotherapeutische Fragestellungen eine wesentliche Bedeutung.

Ging es in der Systemtheorie ursprünglich um die Stabilität und Aufrechterhaltung von bestehenden Strukturen oder Zuständen (der *Homöostase*), wie sie vor allem durch den Einfluss der Kybernetik konzipiert worden ist, so entdeckte man in der Chemie und Biologie, dass Systeme unter bestimmten Bedingungen auch von sich aus, „selbstorganisiert“ neue Strukturen entwickeln können. Der Fokus verschob sich mehr und mehr auf die innere, autonome Selbstorganisationslogik lebender Systeme, auf ihre operationale Abgeschlossenheit und damit auch auf die Grenzen externer Einflussnahme. Es ging nun darum, die interne, autonome Logik bei der Selbstorganisation lebender Systeme zu beschreiben. Damit werden nun auch Therapeuten nur in der Lage gesehen, das System anstoßen, anregen, verstören und in Eigenschwingungen versetzen zu können, denn welche Entwicklung eingeschlagen wird, bestimmt das System aus sich heraus. Die Idee, dass wir kontrollieren können, was im System passiert, wurde aufgegeben, vielmehr geht es, nach Kriz (2002, S. 41), darum, „den inhärenten Strukturen und Möglichkeiten des jeweiligen Menschen [...] Rechnung zu tragen und Entwicklungsräume zur Verfügung zu stellen“.

Es stellt sich nun die Frage, warum und auf welche Weise sich ein System an die Bedingungen und Veränderungen der Umgebung adaptiert. Die von Haken (1981) begründete *Synergetik* beschäftigt sich mit der Frage, wie sich das Verhalten eines Systems in Anpassung an die Umwelt qualitativ verändert. Nach Haken emergiert das System *Ordnungsparameter* aufgrund von Rückkoppelungsprozessen, wobei für ihn das Prinzip der „zirkulären Kausalität“ entscheidend ist: Einzelne Teile bestimmen das Verhalten eines Feldes oder Systems und das System wiederum das Verhalten der Teile. Ist ein Teil der Subsysteme oder sind Teile bereits geordnet, so generieren diese ein Feld (beschrieben durch sogenannte Ordnungsparameter), das den Rest des Systems ‚versklavt‘ (*enslaving*-Prinzip), das heißt die Ordnung komplettiert. Die Zusammenhänge zwischen der Veränderung der Umgebungsbedingungen und der des Systems sind nichtlinear und nicht bestimmbar. Haken illustriert dies anhand von Sprache und Moral als überdauernde Größen, die sich etwa bei sozialen Umwälzungen verändern können, die aber jedem Mitglied ihre Regeln aufzwingen.

Soziale Systeme

In der Systemtheorie von Luhmann (1984), der das Konzept der *Autopoiesis* von Maturana übernommen hat, bestehen soziale Systeme aus Kommunikationsprozessen, die ähnlich ablaufen wie die Selbstreproduktion lebender Organismen. Dabei werden nur jene Informationen aufgenommen, die an die bestehende Kommunikation anschlussfähig sind, also dem vorherrschenden Thema entsprechen. Dadurch werden die Informationen der Umwelt entsprechend den eigenen Strukturen und Gesetzen wahrgenommen. Dies dient zur Reduktion der komplexen Umwelt mit ihrer Fülle an Ereignissen nach bestimmten Kriterien. Diese Selbstbezogenheit oder Selbstreferenzialität sozialer Systeme entspricht dem Phänomen der Autopoiesis in der Biologie. Luhmann stellt die sozialen Systeme (als Systeme aller Kommunikationen) den Systemen „Leben“ (als Gesamtheit aller biologischen Vorgänge) und „Bewusstsein“ (als Gesamtheit aller intrapsychischen Vorgänge) gegenüber. Alle drei Systeme sind nach Luhmann operational geschlossen und operieren unabhängig voneinander, sind also füreinander jeweils nur Umwelt im Sinne autopoietischer Systeme, das heißt ohne direkten Austausch. Das bedeutet, dass das Bewusstsein die Kommunikation nicht unmittelbar beeinflussen kann, da beide nur über *Interpenetration*, also analog der *strukturellen Koppelung* bei Maturana, in Beziehung treten.

Im Rahmen der Theorie sozialer Systeme zeigt sich allerdings auch, dass die Systemtheorie das in der abendländischen Philosophie wie auch in der Psychotherapie zentrale Element, das autonome, sich selbst bestimmende Subjekt, auflöst in operational geschlossene Systeme, die nur mittelbar über strukturelle Koppelungen mit ihrer Umgebung in Interaktion stehen. Anstelle der Welt- und Selbsterfahrung des Subjekts tritt die selbstreferenzielle Ordnung des Systems mit dem Ziel der Erhaltung und Erweiterung. Nun hat auch Maturana die Verwendung des Begriffs der „Autopoiesis“ in Zusammenhang mit sozialen Systemen kritisiert. Man kann zum Beispiel eine Familie nicht allein auf die Elemente der Kommunikation reduzieren. „Für mich liegt Luhmanns größter Fehler darin, dass er die Menschen auslässt“ (Maturana, 1990; zit. nach Kriz, 1999, S. 87).

Auch Kriz selbst (ebd., S. 88) sieht eine Konzeption von Autopoiesis, die die Interdependenzen zwischen den Systemen nur relativ vagen Konzepten wie „Interpenetration“ (Luhmann) oder „strukturelle Koppelung“ (Maturana & Varela) thematisieren, für eine humanwissenschaftliche Fragestellung wenig geeignet. Allerdings kann er auch selbst, wie noch zu zeigen sein wird, auf der Grundlage der Systemlogik kein Konzept für die Interaktion zwischen den Systemen anbieten, das für die Darstellung der zwischenmenschlichen Kommunikation und insbesondere für die Darstellung des therapeutischen Dialogs geeignet wäre oder mit dem er begründen könnte, „wie das Leben selbst seine autopoietische Schließung aufbrechen und sich ex-statisch auf seinen externen Anderen beziehen kann“ (Zizek, 2005, S. 166).

Im therapeutischen Bereich waren es vor allem Vertreter der Familientherapie, die zuerst erkannten, dass das „System Familie“ mehr ist als die Summe der Mitglieder und dass die Strukturen dieses Systems für die Ausprägung von Kommunikations- und Verhaltensmustern verantwortlich sind. Im klinischen Bereich gab es vor allem in der Schizophrenieforschung schon sehr früh Ansätze, die Entstehung von psychischen Erkrankungen in den Beziehungen zu suchen. Waren es vorerst die Merkmale von einzelnen Mitgliedern, die als Ursache für Erkrankungen festgemacht wurden, wie die „schizophrenogene“ Mutter (Fromm-Reichmann, 1948; Bateson et al., 1956), wurden später pathogene Kommunikationsmuster (Watzlawick et al., 1969; Satir, 1975) sowie die Familienstruktur als pathogener Faktor einbezogen. Da die systemtheoretischen Konzepte erst in den 70er Jahren entwickelt wurden, handelt es sich bei diesen ersten Ansätzen noch um Verallgemeinerungen von Erfahrungen aus der Arbeit mit Familien (Riskin & Faunce, 1972). Erst in der Folge wurde Familie als ein dynamisches System begriffen und das Augenmerk auf die beobachtbaren Aspekte kommunikativen Verhaltens gelegt. Soziale Subsysteme wie die Familie werden jedoch im Gegensatz zu den geschlossenen Systemen der Physik und Biologie als offene Systeme gesehen, die sich in ständigem Austausch mit der Umgebung befinden.

„Personzentrierte Systemtheorie“ – ein Paradigmenwechsel

Systemtheorie und der Personzentrierte Ansatz entsprechen an sich unterschiedlichen wissenschaftlichen Paradigmen. Aber auch Rogers hat immer wieder versucht, zwischen einer humanistischen und einer naturalistischen Position zu vermitteln, wie Finke (2002) nachweist, und das obwohl er sich als Vertreter der Humanistischen Psychologie von den mechanistischen Schulen der Verhaltenstherapie und der damaligen Psychoanalyse als „dritte Kraft“ abgrenzen wollte. Rogers (1961a/1976, S. 197) glaubte diesen Widerspruch zu lösen, indem er sich als Therapeut der phänomenologischen Sichtweise und als Forscher den empirisch-naturwissenschaftlichen Verfahren verbunden fühlte. Er hat dabei vernachlässigt, dass das szientistische Forschungsvorgehen eine implizite Anthropologie enthält, die dem humanistischen Menschenbild Rogers diametral entgegensteht.

Jürgen Kriz hat sich im Rahmen der von ihm entwickelten „Personzentrierten Systemtheorie“² ebenfalls um eine Vermittlung der naturwissenschaftlichen Sichtweise, wie sie der Systemtheorie zugrunde liegt, mit dem human- und sozialwissenschaftlichen Wissenschaftsverständnis bemüht. Dabei geht es um nicht weniger

als darum, für den Personzentrierten Ansatz mit dem Menschenbild Rogers' und der Betonung des einzigartigen Individuums mit seinem subjektiven Erleben einen neuen theoretischen Bezugsrahmen zu schaffen, denn nach Kriz (2004, S. 15) „befinden sich die Grundprinzipien gerade Humanistischer Psychologie in hervorragender Übereinstimmung mit Grundprinzipien moderner naturwissenschaftlicher Systemtheorie“. Nun klingt dies eher nach einem einheitswissenschaftlichen, deduktiv-nomothetischen Erklärungsmodell, hätte er sich nicht an anderer Stelle (Kriz, 1981; 1996; Kriz et al., 1990) mehrfach dagegen verwahrt. Höger (1993, S. 22) geht ebenfalls davon aus, dass autopoietische Systeme, die dem Prinzip der Selbstreferenzialität folgen, genau der klientenzentrierten Grundauffassung von Organismus entsprechen. Auch Biermann-Ratjen et al. (1995, S. 64) schreiben, dass „das Klientenzentrierte Konzept sowohl mit Modellvorstellungen der modernen Naturwissenschaften, insbesondere mit denen der Physik („Synergetik“) und denen der Neurobiologie („Autopoiese“), als auch mit systemtheoretischen Modellvorstellungen kompatibel (ist)“.

So sieht Kriz in der Aktualisierungstendenz ebenfalls das Kernstück unseres Ansatzes, die er, ähnlich wie auch Rogers, primär als biologische Entität begreift. Es geht für ihn um die natürlichen Entfaltungs- und Wachstumsprozesse des Menschen, was, so Kriz (2002, S. 41), „der Konzeption moderner (naturwissenschaftlich fundierter) System- und Selbstorganisationstheorien [entspricht]“. Diese Konzeption der Selbstorganisation leitet Kriz aus der Beobachtung physikalischer Phänomene ab, wie der „Béarnard-Instabilität“, derzufolge sich bei Erwärmung von Flüssigkeiten bestimmte Bewegungsmuster der Moleküle aus sich heraus entwickeln, und zwar aufgrund unspezifischer Randbedingungen (Temperaturdifferenz). Er sieht darin nicht nur eine Analogie zu den organismischen Prozessen beim Menschen, sondern auch zu selbstorganisierenden Mustern in der menschlichen Kommunikation; oder er verweist auf *iterative*, sich wiederholende, rückgekoppelte Prozesse in der fraktalen Geometrie und vergleicht die dabei auftretende „Kompletierungsdynamik“ mit den Selbstheilungskräften beim Menschen. Es geht ihm darum, die Ausbildung von Ordnungen oder Mustern (*Attraktoren*) darzustellen, die sowohl für physikalische und biologische als auch für soziale Phänomene maßgeblich sind. Auch die Sinnfindung und Sinndeutung des Menschen können als „attrahierende Prozesse“ im Sinne dynamischer Systeme verstanden werden, wobei es die Vielfalt und Komplexität zahlreicher Situationen erfordert, die Fülle der Außen- und Innenreize zu ordnen und zu vereinfachen und so „stimmig“ zu machen (Kriz, 2002, S. 36).

„Die Konzeption der Personzentrierten Systemtheorie“, so fasst Kriz (2004, S. 64) zusammen, mit ihren „Sinn-Attraktoren, Kompletierungsdynamiken, der spezifischen Prozessdynamik von afferenter, efferenter und selbstreferenter Kommunikation und deren Vernetzung (mit anderen Körperprozessen und mit sozialen Interaktionsstrukturen) sowie letztlich die Bedeutsamkeit von Feldwirkungen ermöglicht hier meines Erachtens eine wesentlich

2 Genau genommen geht es dabei eigentlich um einen Ansatz der Systemtheorie, da der Begriff „personzentriert“ als Attribut benutzt wird für die nähere Bestimmung einer von Kriz begründeten Systemtheorie.

differenziertere Betrachtungsweise“. Damit ist sie, so Kriz, unter anderem jedenfalls anschlussfähig an ähnliche Ausrichtungen, wie etwa Grawes Schema-Konzept im Rahmen der „Psychologischen Psychotherapie“, bei der es um allgemeine Therapiebausteine geht, deren Effizienz anhand empirisch psychologischer Outcome-Forschung erhoben worden ist, um damit seelische Probleme möglichst wirksam therapeutisch beeinflussen zu können.

Hier geht es jedenfalls um die Frage, wieweit diese naturwissenschaftlich begründete Theorie nun tatsächlich für wesentliche Aspekte unseres Ansatzes angemessene Modellvorstellungen bereitstellen kann, die über die Begründung organismischer Selbstorganisationsprozesse oder die Musterbildungen bei basalen Wahrnehmungsprozessen, wie sie von der Gestaltpsychologie untersucht worden sind, hinausgehen; also etwa für die Fragen der Entwicklung des Selbst und der damit verbundenen Inkongruenz, als Grundlage von psychischen Störungen oder für die Darstellung der Bedingungen empathischen Verstehens oder von Selbsterfahrung und Selbstreflexion. Es geht mir um eine kritische Auseinandersetzung, um die Möglichkeiten und Grenzen einer systemtheoretischen Begründung der Personzentrierten Psychotherapie entsprechend ihrer humanistischen Ausrichtung sowie ihrer phänomenologisch-existenzialistischen Grundlegung.

„Person“ als Netzwerk selbstreferenzieller Systeme?

So betonen von Schlippe & Schweitzer (2007, S. 74), dass Kriz die von Luhmann aus der Theorie hinausgeworfene „Person“ wieder eingeführt hat, wobei sie auf die individuellen Prozesse verweisen, die den beobachtbaren Regelmäßigkeiten in der Interaktion zugrunde liegen. Wie in diesem Strom kommunikativer Prozesse, die nur jeweils „einen kurzen Moment andauern“, sowie aus den diesen Prozessen zugrundeliegenden Strukturen die „Person“ im Sinne des Personzentrierten Ansatzes bestimmt werden kann, ist für mich schwer nachvollziehbar. „Denn was wir von der ‚Persönlichkeit‘ eines Menschen beobachten“, so Kriz (2004, S. 43), „sind offenbar ebenfalls Regelmäßigkeiten in der Abfolge seiner Äußerungen“ und diese Regelmäßigkeiten oder Muster „sind vor dem Hintergrund physikalischer, biologischer und sozialer Gesetzmäßigkeiten nur als selbstorganisiert zu verstehen“.

Nun ist Kriz zweifellos zuzustimmen, dass die Aktualisierungstendenz ein Kernstück unseres Ansatzes darstellt, sowohl für das Menschenbild als auch für eine Theorie der Persönlichkeit und ihrer Entwicklung. Allerdings ist dieses Konzept auch Grundlage von Missverständnissen und Widersprüchen, da es sowohl biologisch wie psychologisch gefasst ist; es ist laut Rogers unsere innerste Natur, die nicht nur organische Prozesse wie die Regulierung der Körpertemperatur beinhaltet, sondern auch intellektuelle Fähigkeiten, wie Selbstbestimmung und die Wahl von Lebenszielen.

Beide Bereiche, der somatische und der psychische, liegen auf unterschiedlichen ontologischen und epistemologischen Ebenen und können nicht unmittelbar aufeinander bezogen werden. Während sich die körperlichen Prozesse in den Kategorien von Raum und Zeit vollziehen sowie nach physiologischen und physikalischen Gesetzmäßigkeiten, sind die psychischen Phänomene unabhängig von Raum und Zeit oder den Naturgesetzen; ich kann mir vergangene Erlebnisse ver-gegenwärtigen oder künftige Ereignisse vorwegnehmen. Das Erleben ist außerdem verbunden mit subjektiven Bewertungen sowie eingebunden in Sinn- und Bedeutungsstrukturen.

Allerdings ist auch die Natur des Menschen nie bloße „Natur“, sondern bereits von Beginn an kulturell überformt. So etwa werden die Körperbedürfnisse des Säuglings eingebunden in die sensomotorischen Austauschprozesse im Rahmen der in der Mutter-Kind-Dyade und damit sowohl inhaltlich wie in ihren Manifestationen geformt. Gerade durch die Säuglingsforschung wurde die Bedeutung der frühen Interaktion für die Ausbildung des Selbst sowie unseres Erlebens anhand der Prozesse der Affektregulierung, der Mentalisierung und Symbolisierung aufgezeigt (Stern, 1992; Dornes, 2005; Spielhofer, 2001; Fonagy et al., 2004). Die Annahme eines unverfälschten authentischen Erlebens ist daher heute nicht mehr haltbar und geht auf die romantische Naturphilosophie und den Vitalismus zurück, von wo sie Rogers übernommen haben dürfte (Hutterer, 1998; Finke, 2002; Spielhofer, 2001). Jedenfalls ist für mich nicht nachvollziehbar, wie anhand systemtheoretischer Konstrukte, etwa den operational geschlossenen Einheiten, oder selbstreferenzieller Prozesse die „Person“ als autonomes, selbstbestimmtes Individuum mit dem jeweiligen subjektiven Erleben und seinen Lebensentwürfen begründet werden kann.

So betont Kriz in einer kürzlich erschienenen Kolumne (2010, S. 62) in Anlehnung an Ernst Cassirer, dass es sich beim Menschen um ein *Animal symbolicum* handelt, um „Lebewesen, die sich vor allem sinngebend in dieser Welt orientieren und mehr als in einem physisch-materiellen in einem symbolischen Universum leben, das von Kultur, Sprache und Bedeutungen durchzogen ist“. Offenbar ist sich Kriz der Problematik einer (systemtheoretischen) Begründung der „Person“ durchaus bewusst und fordert daher, sich „nicht auf eine fruchtlose ontische Debatte einzulassen, ob es eine solche Person ‚wirklich gibt‘ – denn das hieße diese Formulierung der Alltagssprache auf die erkenntnistheoretische Goldwaage legen“ (Kriz, 2002, S. 47). Phänomenologisch-existenzielle Aspekte und biografische Geschichtlichkeit sind daher als Wesensmomente des Menschen für die Personzentrierte Systemtheorie ebenso bedeutsam wie für die Personzentrierte Psychotherapie. Kriz (ebd.) betont zwar, dass wir auch aus der narrativen Perspektive, „die ich in der Tat für bedeutsam halte“, feststellen müssen, „dass jedenfalls in unserer Kultur die Vorstellung der ‚Person‘ als eines klar zurechenbaren Kerns einer hinreichend stabilen Identität, zumindest eine mächtige Narration ist“. Andererseits betont Kriz (1999, S. 132), dass entsprechend der Systemlogik für ein angemessenes

Verständnis der Welt die *Prozesshaftigkeit* in den Blickpunkt gerückt werden muss: Die Welt *ist* nicht, sondern *geschieht*.

Es entspricht offenbar unserem Zeitgeist, ontologische Fragen auszuklammern, das heißt Fragen nach dem, was *ist*, oder nach der Natur und dem Wesen des Menschen, da gemäß dem Konstruktivismus alles, was wir wahrnehmen, unsere Erfindung darstellt (Foerster, 1981). Eine Kernthese der Kognitionstheorie von Maturana & Varela (1987, S. 46) lautet, dass menschliches Erkennen ein biologisches Phänomen darstellt und nicht durch die Objekte der Außenwelt, sondern durch die Struktur des Organismus determiniert ist. „Jedes selbstreferenzielle System hat nur den Umweltkontakt, den es sich selbst ermöglicht, und keine Umwelt an sich“ (Luhmann, 1984, S. 146).

Nun wissen wir seit Kant, dass wir die Realität „an sich“ nicht erkennen können, aber das bedeutet nicht, dass es sinnlos ist von ihr zu sprechen. Immerhin sind die Gegenstände unserer Außenwelt zum einen die Bedingung unserer Erfahrung (ohne diese Gegenstände gäbe es keine Sinneseindrücke – sofern es sich nicht um Halluzinationen handelt), zum anderen sind sie das Erfahrungsfundament von Wissenschaft. Wir haben uns auf einen Realitätsbegriff in unserer alltäglichen Erfahrung und in der Wissenschaft geeinigt, um uns daran zu orientieren, und es ist auch ein regulatives Konzept, um entscheiden zu können, ob etwas „realitätsbezogen“ ist oder wahnhaft. Gerade durch die Phänomenologie wurde eröffnet, dass sich in den Erscheinungen und damit in den Qualitäten der sinnlichen Erfahrung die Wirklichkeit dem Subjekt erschließt. Nach Heidegger entbirgt sich die Wirklichkeit in unserer Erfahrung, wodurch das entsteht, was wir „Welt“ oder „Realität“ nennen. Strasser (2005, S. 58) betont, wer diesen Realitätsbegriff leugne, „zerstört den Realitätsbezug unserer Erfahrungen und damit die Möglichkeit, uns gegenüber der Realität wahrheitsorientiert zu verhalten“ und der lebensweltliche Begriff der Wirklichkeit steht für unsere gesamten sinnlichen Eindrücke.

Auch Kriz (2002, S. 47) räumt die Bedeutung des Konstrukts „Person“ ein, als einen klar zurechenbaren Kern einer hinreichend stabilen Identität: „Die ‚Person‘ – das ‚Ich‘ – bildet den Kern von Geschichten, in Form von Erklärungen, Episoden etc., mit denen wir anderen und uns selbst unser Handeln und Fühlen verstehbar machen und uns dabei in Beziehung zu anderen, zur ‚Welt‘ und zu unserer eigenen historischen Geschichte setzen.“ An anderer Stelle (1999, S. 129) fordert er von einer systemischen Konzeption, dass sie die Person ins Zentrum rücken sollte und zwar „vor allem aus der erkenntnistheoretischen Einsicht, dass hinter die phänomenologische Erfahrung des Einzel-Menschen nicht zurückgegangen werden kann“. Wie allerdings „phänomenologische Erfahrung“ oder Begriffe wie „Geschichtlichkeit“, „Erzählungen“, „Episoden“ in einem Paradigma zu verorten sind, das bestimmt ist von Strukturprinzipien, die aus physikalischen und biologischen Prozessen abgeleitet wurden, ist jedenfalls schwer nachvollziehbar.

Kriz (2008, S. 149) weist selbst auf einen (für ihn – scheinbaren) Widerspruch hin, der darin besteht, dass sich, entsprechend

der Systemtheorie, jedes System jeweils an die veränderten Bedingungen seiner Umgebung adaptiert. Wie kann es also zu Fehlanpassungen im Sinne von psychischen Störungen kommen? Er führt dies darauf zurück, dass sich die *Innensicht*, das *phänomenale Feld* bzw. die Selbstwahrnehmung nicht an die veränderten Bedingungen des Umfeldes adaptiert hat und es daher zur *Inkongruenz* von Selbstkonzept und Organismus kommt. Kriz muss dabei allerdings auf die Konzepte des Personzentrierten Ansatzes zurückgreifen, da er anhand der Systemtheorie nicht erklären kann, warum und unter welchen Bedingungen das System „Selbst“ sich entgegen dem Grundkonzept der Systemlogik nicht an veränderte Gegebenheiten des Umfeldes adaptiert. Aber auch das Bedürfnis nach positiver Beachtung, das wesentlich dafür zuständig ist, dass das Kleinkind die Werte und Verhaltensnormen der Bezugspersonen übernimmt und damit im Widerspruch zur Erfahrung steht, lässt sich anhand operational geschlossener, selbstreferenzieller Systeme nicht darstellen und begründen.

Da es Kriz um naturwissenschaftlich begründete, allgemeine Ordnungsprinzipien und Prozesse geht, ist es naturgemäß schwierig für ihn, die phänomenologisch-existenzialistischen Grundannahmen entsprechend zu berücksichtigen, auch wenn er sich zum humanistischen Ansatz Rogers bekennt. Im Gegensatz zum naturwissenschaftlichen Denken in der Systemtheorie geht es in unserem Ansatz, entsprechend dem phänomenologischen Erkenntnisverfahren, um eine ganzheitliche Sichtweise, um die Beschreibung der Phänomene, wie sie sich für die jeweilige Person darstellen, bei größtmöglicher Unvoreingenommenheit. Es geht, wie Rogers stets betont, um die „Realität“, wie sie vom Klienten wahrgenommen wird, und nicht um objektive Strukturen und Muster oder allgemeine Gesetzmäßigkeiten, bei denen die individuellen Merkmale, die Besonderheit der Einzelperson und ihre subjektiv erlebten Leidenszustände als zufällige Abweichung von allgemeinen Regeln unberücksichtigt bleiben oder als Störfaktoren ausgeklammert werden.

Empathisches Verstehen als „strukturelle Koppelung“?

Neben der Aktualisierungstendenz werden stets die von Rogers angeführten Beziehungsvariablen als zentrale Annahmen des Personzentrierten Ansatzes postuliert. Dabei bietet vor allem das empathische Verstehen Zugang zum Verständnis des Klienten. „Ein solches einführendes Verstehen heißt“, betont Rogers (1975e/1977, S. 20), „dass der Therapeut in der Welt des Klienten zu Hause ist. Es ist ein unmittelbares Gespür im Hier und Jetzt für die innere Welt des Klienten mit ihren ganz privaten personalen Bedeutungen, als ob es die Welt des Therapeuten selbst wäre ...“. An anderer Stelle (1975a/1980, S. 79) schreibt Rogers: „Empathie bedeutet [...] in jedem Augenblick ein Gespür zu haben für die sich ändernden gefühlten Bedeutungen in dieser anderen Person [...] Sie bedeutet schließlich, die Genauigkeit eigener Empfindungen häufig mit der

anderen Person zusammen zu überprüfen und sich von ihren Reaktionen leiten zu lassen.“ Dies entspricht auch ganz dem *Verstehen* im hermeneutischen Erkenntnisverfahren, wo es um die Bildung eines gemeinsamen Narrativs geht sowie um die gemeinsame Konstruktion von Bedeutungen.

Demgegenüber wird von Systemtheoretikern die innere autonome Systemorganisation betont, mit ihrer operationalen Geschlossenheit. „Autopoietische Systeme sind strukturell determiniert“, schreiben von Schlippe & Schweitzer (2007, S. 68). „Sie sind operationell geschlossen, das heißt sie können nur mit ihren Eigenzuständen operieren und nicht mit systemfremden Komponenten [...] Die Außenwelt wird nur soweit zur relevanten Umwelt (und von dort kommende Informationen werden nur soweit zu relevanten Informationen), wie sie im System Eigenzustände anstoßen und zu ‚verstören‘ vermag“. Jedenfalls reichen, nach Kriz (2008, S. 145), „recht unspezifische Veränderungen der Umgebungsbedingungen eines Systems aus, dass dieses *inhärente* Möglichkeiten zur Ordnungsbildung realisiert (sog. Emergenz) bzw. bereits bestehende Ordnungen wieder verlässt und sich mit neuer Ordnungsbildung an die veränderten Bedingungen adaptiert“. Von „struktureller Koppelung“ sprechen Maturana & Varela (1987, S. 85), wenn sich zwei oder mehrere autopoietische Einheiten so organisiert haben, dass ihre Interaktionen einen rekursiven, d. h. wechselseitig anstoßenden und stabilen Charakter erlangt haben.

Wie nun mittels dieser Systemlogik die psychischen Phänomene eingeholt werden können, wie empathisches Verstehen anhand solcher Koppelungen operationell geschlossener Systeme dargestellt und begründet werden soll oder wie das subjektive Erleben mit seinen Bedeutungs- und Sinnstrukturen damit erfasst werden kann, lässt sich nicht einfach daraus ableiten. Die von Kriz angeführten „Attraktoren“ oder Ordnungsmuster, die sich in Interaktionsprozessen ausbilden, sind nur ein Aspekt, wobei sich die Frage stellt, wieweit diese komplexitätsreduzierenden Ordnungsmuster, die die weiteren Prozesse festlegen, „versklaven“, ein für den therapeutischen Dialog angemessenes Konzept darstellen. Allerdings gesteht auch Kriz (1999, S. 118f.) zu, dass für die Erklärung von Veränderungsvorgängen in den Humanwissenschaften das Konzept der operationellen Geschlossenheit wenig geeignet ist und auf die „Eleganz der Begrifflichkeit“ dieser System-Konzeption verzichtet werden sollte zugunsten der Fragen, die im Rahmen der Psychotherapie zu lösen sind. Da die für das Verständnis notwendigen Bewusstseinsprozesse wie Gedächtnis, Bewertungen, Denkopoperationen nicht aus systemlogischen Ansätzen ableitbar sind, muss Kriz psychologische Kategorien ins Spiel bringen: So etwa, wenn es darum geht zu klären, wie die Person B die Bedeutungen von Mitteilungen der Person A im Rahmen des Spektrums möglicher Alternativen versteht. Um dies zu erklären, braucht es nach Kriz (1999, S. 119) „auch Wahrnehmungs- und Bewusstseinsprozesse, wie sie mit Begriffen wie ‚Abwehr‘, ‚Projektion‘, ‚Verzerrung‘, ‚Perseveration‘, ‚Denkstörung‘, ‚Schlussfolgern‘ etc. thematisiert werden“.

Wesentlich für das Verständnis des „inneren Bezugsrahmens“ sind jedenfalls die Botschaften der Klienten mit ihren subjektiven Bewertungen und Bedeutungen, die als solche erst im Rahmen eines hermeneutischen Verstehensprozesses zu entschlüsseln sind, und zwar aufgrund der Mitteilungen, die uns der Klient – oft nur „zwischen den Zeilen“ – berichtet und die sich vielfach am Rande der Gewährwerdung bewegen und den Betroffenen gar nicht bewusst sind (Finke, 1994; Keil, 1997; Spielhofer, 1999). Kriz muss jedenfalls zentrale System-Konzeptionen aufgeben oder wesentlich modifizieren, um Fragen, wie sie sich im Bereich des Personzentrierten Ansatzes stellen, überhaupt ins Blickfeld zu bekommen. Aus der Naturwissenschaft stammende Konzepte müssen dort versagen, wo es um Wirklichkeiten geht, die erst narrativ erzeugt werden und daher nicht unabhängig sind von ihrer Generierung, also dem therapeutischen Dialog. „Kategoriale Beobachtungsinstrumente für Interaktionen operieren deshalb mit Informationsverlusten, die sie selbst nicht einmal abschätzen können – sie wissen nicht, was sie nicht wissen“ (Buchholz, 1999, S. 49). Wie in selbstreferenziellen Systemen die für das Erleben wesentlichen lebensgeschichtlichen Erfahrungen abgespeichert und im aktuellen Erleben aktiviert werden, lässt sich anhand der Systemlogik jedenfalls schwer begründen.

Das Selbst-Konzept im Personzentrierten Ansatz und in der Systemtheorie

Des Weiteren stellt sich die Frage, wie sich die Ausbildung eines „Selbst“ darstellen und begründen lässt, in dem, nach Rogers, die Werte und Verhaltensnormen der primären Bezugspersonen und durch diese hindurch diejenigen der Gesellschaft repräsentiert sind oder wie sich der Erwerb der Kulturtechniken im Laufe der Sozialisation des Kleinkindes vollzieht, wenn das Bewusstsein oder das Selbst als ein autonomes, operational geschlossenes System bestimmt wird, das von außen nur angestoßen oder verstört werden kann, aber keine Inhalte oder Verhaltensanleitungen übernimmt. Wichtig ist, betont Kriz (2008, S. 146), dass „diese Muster bzw. Ordnungen eben nicht von außen vorgegeben werden müssen, sondern sich im Prozess durch die Rückkoppelung selbst ergeben“ und: „Im weiteren Verlauf allerdings dienen dann diese sich etablierenden Ordnungen als dynamische Ordner“.

Demgegenüber heißt es bei Rogers (1951a/1972, S. 431): In das Selbstbild, das durch die organismischen Bewertungen bestimmt wird, „tritt bald die Wertung des Selbst durch andere“ und diese „Wertungen seines Selbst und seines Verhaltens durch die Eltern und andere Leute bilden mit der Zeit einen großen und bedeutenden Teil des Wahrnehmungsfeldes des Kleinkindes“ und: „Auf diese Weise werden elterliche Einstellungen offenbar nicht nur introjiziert, sondern, was noch viel wichtiger ist, nicht als Einstellungen anderer, sondern in verzerrter Form *als anscheinend* auf eigenen Sinnes- und Körperwahrnehmungen beruhend erfahren“.

(Hervorhebung im Original). Dadurch kommt es zu einer verzerrten Symbolisierung sowie zu einer Leugnung von organismischer Erfahrung vor dem Bewusstsein. Auch in der Säuglingsforschung konnte nachgewiesen werden, dass – wie bereits dargestellt wurde – sich das Bild der eigenen Person durch die Reaktionen der relevanten Bezugspersonen ausbildet. Wichtig für die Konstituierung des Selbst mit den darin repräsentierten Normen und Werten ist das Bedürfnis des Kindes nach positiver Beachtung, als Bedingung dafür, dass es die eigene organismische Bewertung zurückstellt zugunsten der Forderungen der Umwelt.

Diese Inkongruenz zwischen organismischer Erfahrung und einem Selbstkonzept, das aufgrund der internalisierten Werte jene Erfahrungen, die dazu im Widerspruch stehen, abwehren oder verzerren muss, ist anhand eines selbstreferenziellen Systems nicht darstellbar, das die Elemente, aus denen es besteht, selbst produziert, ebenso wenig wie die Entwicklung eines Selbstbildes anhand der Reaktionen der Umwelt. Bei jeder Veränderung greift das System auf diese vorhandenen Strukturen zurück. Oder wie Kriz (2008, S. 145) feststellt, „reichen recht unspezifische Veränderungen der Umgebungsbedingungen eines Systems aus, dass dieses *inhärente* Möglichkeiten zur Ordnungsbildung realisiert“. Systeme sind somit strukturdeterminiert, d. h. dass Prozesse nur nach Maßgabe der bestehenden Strukturen ablaufen können und dass sie bei Transformation von Strukturen auf solche Strukturen zurückgreifen, die im Eigenkontakt verfügbar sind.

Allerdings wird auch am Entwicklungskonzept Rogers' kritisiert, dass er vor allem in der Realisierung der in der menschlichen Natur angelegten Potenziale das Prinzip der Selbstverwirklichung des Menschen sieht, nämlich „das Selbst zu werden, das er in Wahrheit ist“. So kritisiert Zurhorst (1988, S. 183) dieses Modell der Selbstwerdung Rogers', und stellt die Frage, ob es „nicht bereits an der Tatsache der Gesellschaftlichkeit des Individuums vorbeigeht und ob nicht von vornherein Selbstwerdung als ein ‚kommunikatives Selbstwerden‘ gesehen werden muss“.

Auch in der Existenzphilosophie geht man davon aus, dass sich das Selbst erst im Austausch mit den Anderen konstituiert. So schreibt Sartre (1980, S. 148), dass wir uns in dem Maße bewusst werden, in dem wir von anderen wahrgenommen werden; erst durch den Blick des Anderen vermag sich ein Subjekt so weit auf sich selbst zu beziehen, dass es zu einem Bewusstsein von sich gelangt. Das Selbst-Konzept der Persönlichkeitstheorie im Personenzentrierten Ansatz oder das Subjekt im Sinne der abendländischen Philosophie kann auch deswegen nicht unmittelbar aus der Systemlogik abgeleitet werden, „weil es sich nicht zu dem ‚Ich‘ des apperzeptiven ‚Ich denke‘ verdichtet“, so Habermas (1985, S. 427) und „aus der Selbstbezüglichkeit der Systemleistungen geht kein Zentrum hervor, worin sich das System als ganzes für sich selbst präsent macht und von sich in der Form von Selbstbewusstsein weiß“ (ebd.).

Die Erkenntnislogik der Systemtheorie

Wenn wir davon ausgehen, dass Erkenntnis ebenfalls im Rahmen der Systemlogik begründet wird, so ist zu klären, wie selbstreferenziell gesteuerte Prozesse auf sich selbst reflektieren können. Der zentrale Aspekt der Systemtheorie ist die Ausbildung und Aufrechterhaltung von Prozess-Strukturen und nicht deren Wahrnehmung und Beschreibung; nicht die beobachteten Phänomene sind entscheidend, sondern der Prozess des Beobachtens, wie sich Ereignisse im beobachtenden System konstituieren. „Kernfrage ist“, so von Schlippe & Schweitzer (2007, S. 87), „auf welche Weise wir aktiv an der Konstruktion unserer eigenen Erfahrungswelt Anteil haben“ und: „Wir neigen dazu, zu vergessen, dass es sich bei unseren Begriffen um *Möglichkeiten des Begreifens* handelt und nicht um die Dinge selbst“. Die Selbstbezüglichkeit der Operationen autopoietischer Systeme hat vor allem die Funktion der Autopoiese, der Selbsterzeugung, und nicht der Selbstbewertung. Die Systemtheorie lässt Erkenntnis, auch Selbsterkenntnis, in einer komplexitätsbewältigenden Systemleistung aufgehen, ohne den Anspruch oder die Möglichkeit, diese funktionalen Prozesse mittels Bewusstsein zu transzendieren.

Jedes Phänomen, das beobachtet wird, verändert sich während des Beobachtens ebenso wie das beobachtende System, etwa das Bewusstsein. So betont Kriz (1999, S. 154): „Eindrücke, Ausdrücke und Bewusstseinsinhalte sind jeweils sehr kurzlebige Elemente, die daher ständig neu in einem fortwährenden Strom erzeugt werden müssen. Diese Erzeugung erfolgt aber keineswegs zufällig oder chaotisch (d. h. irreversibel, unvorhersagbar), sondern mit hoher Multistabilität. Die strukturelle Konstanz der Prozesse liegt in den vielfältigen Koppelungen begründet“. Er verweist weiters darauf, dass „bei einem angemessenen Verständnis unserer Welt deren *Prozesshaftigkeit* ins Zentrum der Betrachtung gerückt werden muss“. Auch Schlippe und Schweitzer (2007, S. 74f.) schreiben unter Bezugnahme auf Kriz: „Der Mensch im Wachbewusstsein kann nicht anders, als ununterbrochen im Strom seiner Eindrücke zu stehen (wahrzunehmen), ununterbrochen einen Ausdrucksstrom von sich zu geben (kommunikativ zu handeln) und ununterbrochen den Strom selbstreferenter Gedanken und Gefühle zu verewigen [...] Was wir beobachten, beschreiben und gegebenenfalls therapeutisch verändern möchten, sind die stabilen Strukturen der dynamischen Prozesse, die aus diesen flüchtigen Elementen gebildet sind“.

Die „Person“ oder das „Subjekt“ werden aufgelöst, „verflüssigt“ in sich selbstorganisierende Prozesse, wie sie aus physikalischen Experimenten gewonnen wurden, und damit wird anonymen Systemen Selbstbezüglichkeit zugewiesen, so als wären sie handlungs- und reflexionsmächtige Subjekte. Offen bleibt dabei, wie sprachlich erzeugte Intersubjektivität und selbstreferenziell geschlossene Systeme ohne interaktive Subjekte gedacht werden sollen. Fragen nach dem Menschenbild, nach persönlichem Wachstum und psychischer Gesundheit werden delegiert an prozedurale Modalitäten

des Fragens und der Beliebigkeit von Sprachspielen. So schreibt der Philosoph Frank (1986, S. 12) in Anlehnung an Habermas, „dass der in kybernetischen und biologischen Zusammenhängen entwickelte Systembegriff als ein geeigneter Ablösungskandidat für den von Descartes bis Kant entwickelten Begriff des Erkenntnissubjekts“ erscheint und damit wird „die subjektzentrierte Vernunft durch Systemrationalität abgelöst“. Allerdings weist gerade das Reflexivpronomen „selbst“ auf die „Aufsässigkeit des verdrängten Modells“ hin, denn nur Subjekte können sich zu *sich* verhalten.

Dagegen spielt entsprechend der phänomenologischen Erkenntnistheorie bei der *Anschaung* eines Phänomens und dem Evidenzerleben der zeitliche Faktor eine wesentliche Rolle. „Die Bedingung der Möglichkeit von Wahrnehmung und deren Integration ist die Dauer, die Annahme, dass die Referenz auf ein Ereignis beim Beobachter ausgedehnte Gegenwarten (oder besser: diskrete Minimalgegenwarten) voraussetzt“ und entsprechend der Beobachtungstheorie stellt sich, nach Fuchs (1998, S. 122f.), eine einzige Frage: „Wie bringt es der Beobachter fertig, Ereignisse (innen und außen) zu diskriminieren, zu erinnern, zu antizipieren, obwohl er selbst ereignisbasiert operiert, also keine Stelle hat, an der Raum und Zeit zur Speicherung verfügbar wären, kein Ort für längerfristige Engagements, kein Platz für Deponate, keinen platonischen Taubenschlag?“

Selbsterfahrung versus Selbstreferenz

Es stellt sich jedenfalls die Frage, wie diese Emergenz, dieses „Hervortreten“ des Selbst aus den operational geschlossenen Systemen zu denken ist. Wie kann das System selbst die autopoietische Geschlossenheit überwinden und sich nicht nur auf einen Anderen beziehen, sondern auch auf sich selbst reflektieren? Maturana und Varela haben in ihrem Klassiker, *Autopoiesis and Cognition* (1980), ebenfalls die Frage gestellt, wie der Begriff der Autopoiesis das mechanistische Paradigma überwinden kann, um Bewusstsein zu begründen. Denn wenn wir einen Organismus untersuchen und in seine Elemente eindringen, so stoßen wir nirgends auf eine zentrale Steuereinheit, die sein Selbst sein könnte, von der die eingehenden Informationen gesammelt, interpretiert, bewertet werden und die Entscheidungen trifft. „Das Selbst ist nicht der ‚innere Kern‘ eines Organismus, sondern ein Oberflächeneffekt, d. h., ein ‚echtes‘ menschliches Selbst funktioniert gewissermaßen wie ein Computermonitor. ‚Dahinter‘ befindet sich nichts als das Netzwerk einer ‚selbst-losen‘ Maschinerie“ (Zizek, 2005, S. 162). Die Systemtheoretiker stehen letztlich vor einem ähnlichen Dilemma wie die Neurobiologen, die erklären müssen, wie das Gehirn als ein komplexes Geflecht von Neuronen und Verschaltungen Kenntnis von sich gewinnen kann, zumal das Bewusstsein ein Epiphänomen der neurophysiologischen Prozesse im Gehirn darstellt, also von ihm determiniert wird. Andererseits gibt es das Gehirn nur in unserem

Bewusstsein; wir wissen nicht, wie es jenseits unserer Erfahrung existiert (Roth, 2004; Olivier, 2004; Spielhofer, 2007).

Nach dem Biologen Francisco Varela emergiert das Selbst bzw. die Selbsterfahrung eines Individuums aus den zugrundeliegenden dynamischen Strukturen: „Mein Selbstgefühl existiert, weil es mir eine Schnittstelle zur Welt verschafft. Ich bin ‚ich‘ für Interaktionen, aber substantiell, in dem Sinn, dass es sich irgendwo lokalisieren lässt, existiert mein ‚Ich‘ nicht. [...] Eine emergente Eigenschaft, die durch ein ihr zugrundeliegendes Netzwerk hergestellt wird, ist eine kohärente Bedingung, die es dem System, in dem es existiert, erlaubt, auf dieser Ebene eine Schnittstelle zu bilden, d. h. mit anderen Selbst oder Identitäten derselben Art zu interagieren“ (Varela, 1996; zit. nach Zizek, 2005, S. 161). Die Art und Weise, wie ich mich selbst sehe, die imaginären und symbolischen Elemente, die mein Selbstbild konstituieren, wird weder von den Genen noch von den Neuronen bestimmt, sondern es ist die jeweilige besondere Weise, in der sich das Subjekt auf sich selbst bezieht, sich selbst wahrnimmt, aufgrund der Interaktion mit der Umwelt.

Kriz (2004, S. 45) betont zwar, „dass aus dem Bereich menschlicher Lebenswelten weder in der Innen- noch Außensicht Sinnfragen ausgeklammert werden können“, sieht aber die Entstehung von stabilen Sinn- und Bedeutungsmustern, „Sinnattraktoren“, als Ergebnis der erwähnten *Komplettierungsdynamik*. Das Bewusstsein des Menschen ist damit als eine Art „Transformator“ in die ihn umgebenden Lebensprozesse, in den ständigen Strom der Eindrücke eingeklinkt. „Denn neuronale, hormonelle und andere Körperprozesse bilden ein Netzwerk jeweils selbstorganisierter, aber doch verbundener Prozesse als Basis für die kognitive ‚Innenwelt‘ (unter anderen Gedanken und Gefühle)“ (ebd., S. 47).

Kriz versucht systemtheoretische Begriffe und Konzepte mit jenen des Personzentrierten Ansatzes zu verbinden, indem er davon ausgeht, dass die Grundprinzipien Humanistischer Psychologie „in hervorragender Übereinstimmung mit den Grundprinzipien moderner naturwissenschaftlicher Systemtheorie“ befinden. Allerdings sieht er auch die Notwendigkeit, eine „psychologische Perspektive“ einzunehmen, „um das Leben und Erleben von Menschen verstehbar zu machen“ (Kriz, 2004, S. 15). Er räumt zwar ein, dass die beiden Begriffsteile der „Personzentrierten Systemtheorie“ auf zwei unterschiedliche Arten von Diskursen verweisen, versucht aber nicht, die Begrifflichkeiten der beiden Theorien aufeinander zu beziehen, sie zu vermitteln. So bleibt Kriz ganz der Systemlogik verhaftet, wenn er feststellt: „Sinnfindungs- und Sinndeutungs-Dynamiken – die dynamischen Prinzipien unserer Lebenswelt – stimmen nun meines Erachtens in hervorragender Weise mit den dynamischen Prinzipien der referierten Systemtheorie überein“ und: „Das bedeutet, sie können als attrahierende Prozesse verstanden werden“ (Kriz, 2004, S. 36). Oder er versucht am Begriff „Wachstum“ zu veranschaulichen, dass die Erklärungsprinzipien, wie sie aus der Biologie oder Physik stammen, auch für unseren Ansatz gültig sind, indem er als Beispiel die Jahreszyklen eines Laubbaumes heranzieht, mit der Entfaltung

und dem Verlust der Blätter, von Werden und Sterben, und dies dem „pervertierten“ Wachstumsbegriff der Ökonomie gegenüber stellt mit dem „immer mehr“ – auch wenn er gleichzeitig betont, dass damit Wachstum im humanistischen Ansatz nicht aus der Biologie erklärt werden soll (Kriz, 2008, S. 144). Demgegenüber sieht etwa Finke (2002, S. 29) Wachstum nicht als naturhaft-subjektlosen Prozess, sondern im Sinne von Selbstverwirklichung „als personalen Akt, als Entscheidungsprozess für das innere Schicksal, als Entschlossenheit die eigenen Seinsmöglichkeiten zu definieren“. Auch Zurhorst (1988, S. 184) kritisiert aus existenzphilosophischer Sicht die Orientierung an der bewertenden Instanz der menschlichen Natur: „Jede Berufung auf einen naturhaft-wertenden ‚Ich-Kern‘ wäre geradezu eine Verletzung des Selbstbestimmungsprinzips.“

Schlussfolgerungen

Für die Weiterentwicklung unseres Ansatzes ist es zweifelsfrei notwendig, dass wir uns mit den Konzepten der Nachbardisziplinen auseinandersetzen, den interdisziplinären Diskurs führen und unsere theoretischen Annahmen immer wieder im Lichte neuerer Erkenntnisse überprüfen und gegebenenfalls modifizieren. Das darf aber nicht dazu führen, dass wir sie eins zu eins übernehmen, ohne darauf zu achten, wieweit sie unseren Grundannahmen, wie dem humanistischen Menschenbild und der daraus abgeleiteten Persönlichkeitstheorie sowie der Therapietheorie, entsprechen. Jedenfalls können keine Elemente von Theorien implementiert werden, die einem anderen Wissenschaftsverständnis entstammen und damit zu anderen Wirklichkeitskonstruktionen und Gegenstandsbestimmungen führen, denn die Erkenntnisse der Psychotherapie und die daraus abgeleiteten Theorien wurden in einem bestimmten „Setting“, und zwar in der therapeutischen Beziehung gewonnen, die gleichsam die transzendente Bedingung der Möglichkeit psychotherapeutischer Erkenntnisse darstellt, und diese sind daher nur bezogen auf diesen Rahmen gültig. Erkenntnis und Begründung stehen in einem unaufhebbaren Zusammenhang, da Verstehen immer in einen theoretischen Horizont eingebettet ist. Durch die Übernahme „anerkannter“ wissenschaftlicher Modelle aus anderen Disziplinen wird die Diskussion darüber vernachlässigt, wie Personenzentrierte Psychotherapie auf eine ihr entsprechende Weise ihre theoretischen Konzepte weiterentwickeln kann. So betont auch Schmid (2002, S. 222), dass durch die Bemühungen um Anerkennung die Gefahr gegeben ist, dass Ressourcen in Unterfangen gesteckt werden, die unserem Ansatz fremd sind „und dadurch Kreativität und Weiterentwicklung des Eigenen behindert werden, sodass es beinahe zu einer inhaltlichen Stagnation gekommen ist“.

Wenn Kriz die Absicht bekundet, angemessene Modelle für die Darstellung wesentlicher Aspekte klinisch-psychologischer Prozesse zur Verfügung zu stellen, so ist für mich nicht nachvollziehbar, inwiefern systemtheoretische Modelle zur Darstellung und Begründung

der Persönlichkeit und ihrer Entwicklung oder zum Verständnis von empathischem Verstehen beitragen oder wie es dadurch möglich ist „von der größeren Präzision naturwissenschaftlicher Konzepte zu profitieren“. Wie soll nun etwa Freiheit und Selbstbestimmung, zentrale Aspekte der existenzialistischen Philosophie, anhand von „Sinnattraktoren“, „selbstreferenzieller Kommunikation“ oder einer „Komplettierungsdynamik“ dargestellt und begründet werden? Kriz erklärt meines Wissens auch nicht, wie aus attrahierenden, selbstreferenziellen Prozessen operational geschlossener Systeme, die auf Selbsterhalt ausgerichtet sind, ein Sinn- oder Bedeutungsgehalt oder ethisches Empfinden generiert werden sollen. So betont auch Jobst Finke (2002, S. 30) in seiner Arbeit über das Menschenbild der Personenzentrierten Psychotherapie zu Recht, dass die Selbstorganisationsprozesse, wie sie in der Physik und Biologie beobachtet werden, völlig *apersonal* und *subjektlos* sind und, wie gezeigt wurde, ist es schwierig, Gedächtnis und die Aneignung der eigenen Lebensgeschichte im Horizont der eigenen Bedeutungs- und Sinnstrukturen als Voraussetzung von Subjektivität aus der Systemlogik abzuleiten. Wie soll außerdem anhand von deren Konzepten selbstverantwortliches, sozial konstruktives und emanzipatorisches Handeln möglich sein, wie es von Rogers immer wieder postuliert wird? So weist Kabelka (2005, S. 119) auf die Problematik einer Relativierung ethischer Sichtweisen durch die funktionalistischen Konzepte der Systemtheorie hin, wodurch Destruktivität und Machtmissbrauch nicht ins Blickfeld geraten: „Die entsprechenden Aggregatzustände in Systemen, an denen Destruktivität generiert wird, sind schwer zu benennen und zu quantifizieren.“

Ohne einen übergreifenden (meta-)theoretischen Rahmen und ein gemeinsames Strukturmodell können die unterschiedlichen Konzepte, die verschiedenen paradigmatischen Ansätzen entsprechen, nur unvermittelt nebeneinandergestellt werden, ohne dass daraus „angemessene Modellvorstellungen“ zur Darstellung und Begründung der Person oder des Selbstkonzepts sowie des psychotherapeutischen Prozesses abgeleitet werden können. Es besteht eher die Gefahr, dass es zu verkürzten Begriffskonstruktionen kommt, wie „Sinn-Attraktoren“, oder dazu, dass soziale Interaktionsprozesse oder der therapeutische Dialog anhand „struktureller Koppelungen“ dargestellt werden und Bewusstsein als ein „Transformator“, der sich in den ständigen Strom der Eindrücke der ihn umgebenden Lebensprozesse einklinkt.

Abseits dieser Kritik an der Konzeption einer „Personenzentrierten Systemtheorie“ ist es mir ein Anliegen, meine Anerkennung und Wertschätzung gegenüber Kriz zum Ausdruck zu bringen, und zwar nicht nur, was seine Arbeiten zur Wissenschaftstheorie betrifft, denen für mich ein hoher Stellenwert zukommt, sondern auch für sein unermüdeliches Engagement für unseren Ansatz sowie für die Psychotherapie insgesamt, und zwar sowohl in wissenschaftlicher als auch berufsrechtlicher Hinsicht, wie dies auch kürzlich in einer Laudatio anlässlich seiner Emeritierung in der GwG-Zeitschrift (1/2010) zum Ausdruck gebracht worden ist. Ich kann mich dem nur anschließen.

Literatur

- Bateson, G., Jackson, D. D., Haley, J. & Weakland, J. (1956). Towards a theory of schizophrenia. *Behavior Science*, 1, 251–264.
- Biermann-Ratjen, E.-M., Eckert, J. & Schwartz, H.-J. (1995). *Gesprächspsychotherapie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Buchholz, M. B. (1999). *Psychotherapie als Profession*. Gießen: Psychosozial.
- Dornes, M. (2005). Theorien der Symbolisierung. *Psyche*, 1, 72–81.
- Foerster, H. v. (1981). Das Konstruieren einer Wirklichkeit. In P. Watzlawick (Hrsg.), *Die erfundene Wirklichkeit* (S. 39–60). München: Piper.
- Finke, J. (1994). *Empathie und Interaktion. Methodik und Praxis der Gesprächspsychotherapie*. Stuttgart: Thieme.
- Finke, J. (2002). Das Menschenbild des Personenzentrierten Ansatzes zwischen Humanismus und Naturalismus. *PERSON*, 2, 26–34.
- Fonagy, P., Gergely, G., Jurist, E. L. & Target, M. (2004). *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Frank, M. (1986). *Die Unhintergebarkeit von Individualität. Reflexion über Subjekt, Person und Individuum aus Anlass ihrer ‚postmodernen‘ Totklärung*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Fromm-Reichmann, F. (1948). Notes on the development of treatment of schizophrenics by psychoanalytic psychotherapy. *Psychiatry*, 11, 263–273.
- Fuchs, P. (1998). *Das Unbewusste in Psychoanalyse und Systemtheorie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1985). *Der philosophische Diskurs der Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Haken, F. (1981). *Synergetik. Eine Einführung*. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Höger, D. (1993). Organismus, Aktualisierungstendenz, Beziehung – die zentralen Grundbegriffe der Klientenzentrierten Gesprächspsychotherapie. In J. Eckert, D. Höger & H. Linster (Hrsg.), *Die Entwicklung der Person und ihre Störungen. Bd. 1: Entwurf einer ätiologisch orientierten Krankheitslehre im Rahmen des klientenzentrierten Konzepts* (S. 17–41). Köln: GwG.
- Hutterer, R. (1998). *Das Paradigma der Humanistischen Psychologie. Entwicklung, Ideengeschichte und Produktivität*. Wien/New York: Springer.
- Kabelka, W. (2005). Das Inhumane in Modellen der Selbstorganisation. Über die Dummheit in der Autopoiese und die Brutalität in der Aktualisierungstendenz. *PERSON*, 2, 113–122.
- Keil, W. W. (1997). Hermeneutische Empathie in der klientenzentrierten Psychotherapie. *PERSON*, 1, 5–13.
- Kriz, J. (1981). *Methodenkritik empirischer Sozialforschung. Eine Problem-analyse sozialwissenschaftlicher Forschungspraxis*. Stuttgart: Teubner.
- Kriz, J. (1996). Grundfragen der Forschungs- und Wissenschaftsmethodik. In R. Hutterer-Krisch, J. Kriz, E. Parfy, U. Margreiter, W. Schmetterer & G. Schwendtner (Hrsg.), *Psychotherapie als Wissenschaft – Fragen der Ethik* (S. 15–160). Wien: Facultas.
- Kriz, J. (1999). *Systemtheorie für Psychotherapeuten, Psychologen und Mediziner*. Wien: Facultas.
- Kriz, J. (2002). Was kann „personenzentriert“ am Beginn des 21. Jahrhunderts bedeuten? In C. Iseli, W. W. Keil, L. Korbei, N. Nemeskeri, S. Rasch-Owald, P. F. Schmid & P. Wacker (Hrsg.), *Identität – Begegnung – Kooperation. Person-/Klientenzentrierte Psychotherapie und Beratung an der Jahrhundertwende* (S. 37–49). Köln: GwG.
- Kriz, J. (2004). Personenzentrierte Systemtheorie – Grundfragen und Kernaspekte. In A. v. Schlippe & W. C. Kriz (Hrsg.), *Personzentrierung und Systemtheorie* (S. 13–67). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kriz, J. (2008). Aktualisierungstendenz – Die notwendige systemische Grundlage des Personenzentrierten Ansatzes. In M. Tuczaí, G. Stumm, D. Kimbacher & N. Nemeskeri (Hrsg.), *Offenheit & Vielfalt. Personenzentrierte Psychotherapie: Grundlagen, Ansätze, Anwendungen* (S. 135–154). Wien: Krammer.
- Kriz, J. (2010). Nach-Gedacht. *Gesprächspsychotherapie und Personenzentrierte Beratung*, 1, 62.
- Kriz, J., Lück, H. E. & Heidbrink, H. (1990). *Wissenschafts- und Erkenntnistheorie. Eine Einführung für Psychologen und Humanwissenschaftler*. Opladen: Leske.
- Luhmann, N. (1984). *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Maturana, H. R. (1982). *Erkennen. Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit*. Vieweg: Braunschweig.
- Maturana, H. R. (1990). Gespräch mit Humberto Maturana. In V. Riegas & C. Vetter (Hrsg.), *Biologie der Kognition* (S. 11–90). Frankfurt: Suhrkamp.
- Maturana, H. R. & Varela, F. J. (1980). *Autopoiesis and cognition: The realization of living*. Boston: Reidel.
- Maturana, H. R. & Varela, F. J. (1987). *Der Baum der Erkenntnis*. Bern: Scherz.
- Olivier, R. (2004). Wonach sollen wir suchen? Hirnforscher fragen nach ihrer Frage. In C. Geyer (Hrsg.), *Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente* (S. 153–157). Frankfurt: Suhrkamp.
- Riskin, J. M. & Faunce, E. E. (1972). An evaluative review of family interaction research. *Family Process*, 11, 365–455.
- Rogers, C. R. (1951a/1972). *Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie*. München: Kindler (Orig. 1951: *Client-centered therapy: Its current practice, implications, and theory*. Boston: Houghton Mifflin).
- Rogers, C. R. (1959a/1987). *Eine Theorie der Psychotherapie, der Persönlichkeit und der zwischenmenschlichen Beziehungen*. Köln: GwG (Orig. 1959a: *A theory of therapy, personality and interpersonal relationships, as developed in the client-centered framework*. In S. Koch (Ed.), *Psychology. A study of science. Vol. 3: Formulations of the person and the social context* (pp. 184–256). New York: McGraw Hill).
- Rogers, C. R. (1961a/1976). *Entwicklung der Persönlichkeit. Psychotherapie aus der Sicht eines Therapeuten*. Stuttgart: Klett. (Orig. 1961: *On becoming a person: A therapist's view of psychotherapy*. Boston: Houghton Mifflin).
- Rogers, C. R. (1975a/1980). Empathie – eine unterschätzte Seinsweise. In C. Rogers & R. Rosenberg, *Die Person als Mittelpunkt der Wirklichkeit* (S. 75–93). Stuttgart: Klett-Cotta. (Orig. 1975: *Empathic—an unappreciated way of being*. *The counseling Psychologist*, 5, 2–10).
- Rogers, C. R. (1975e/1977). Klientenzentrierte Psychotherapie. In *Therapeut und Klient. Grundlagen der Gesprächspsychotherapie* (S. 15–52). München: Kindler (Orig. 1975: *Client-centered psychotherapy*. In A. M. Freedman, H. I. Kaplan & B. J. Sadock (Eds.), *Comprehensive textbook of psychiatry. Vol. 2* (pp. 1831–1843). Baltimore: Williams & Wilkins).
- Roth, G. (2004). Worüber dürfen Hirnforscher reden – und in welcher Weise? In C. Geyer (Hrsg.), *Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente* (S. 66–85). Frankfurt: Suhrkamp.
- Sartre, J. P. (1980). *Das Sein und das Nichts. Versuch einer ontologischen Phänomenologie*. Hamburg: Rowohlt.
- Satir, V. (1975). *Selbstwert und Kommunikation*. München: Pfeiffer.
- Schlippe, A. v. & Schweitzer, J. (2007). *Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schmid, P. F. (2002). Was ist personenzentriert? Zur Frage von Identität, Integrität, Integration und Abgrenzung. In C. Iseli, W. W. Keil, L. Korbei, N. Nemeskeri, S. Rasch-Owald, P. F. Schmid & P. Wacker (Hrsg.), *Identität – Begegnung – Kooperation. Person-/Klientenzentrierte Psychotherapie und Beratung an der Jahrhundertwende* (S. 219–254). Köln: GwG.

- Simon, F. B. (2008). *Einführung in Systemtheorie und Konstruktivismus*. Carl-Auer: Heidelberg.
- Spielhofer, H. (1999). Empathie, hermeneutisches Verstehen oder Konstruktion? Das Erkenntnisverfahren in der Klientenzentrierten Psychotherapie. *PERSON*, 2, 122–130.
- Spielhofer, H. (2001). Organismisches Erleben und Selbst-Erfahrung. Ein Beitrag zur Diskussion der anthropologischen und Persönlichkeitstheoretischen Grundlagen im Personenzentrierten Ansatz. *PERSON*, 1, 5–18.
- Spielhofer, H. (2007). Die Vermessung der Seele: Psychotherapie zwischen Phänomenologie und Neurowissenschaften. *Psychotherapie Forum*, 4, 183–188.
- Stern, D. (1992). *Die Lebenserfahrung des Säuglings*. Stuttgart: Klett.
- Strasser, P. (2005). Der ontologische Überschuss. Probleme des Philosophen mit der Realität. In E. Brix & G. Magerl (Hrsg.), *Weltbilder in den Wissenschaften* (S. 49–67). Wien: Böhlau.
- Varela, F. (1996). The emergent self. In J. Brockmann (Ed.), *The third culture* (pp. 209–218). New York: Wiley.
- Watzlawick, P., Beavin, J. & Jackson, D. (1969). *Menschliche Kommunikation*. Stuttgart: Huber.
- Zizek, S. (2005). *Körperlose Organe*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Zurhorst, G. (1981). Skizze zur phänomenologisch-existentialistischen Grundlegung des Personenzentrierten Ansatzes. In M. Behr, F. Petermann, W. M. Pfeiffer & C. Seewald (Hrsg.), *Jahrbuch für personenzentrierte Psychologie und Psychotherapie*. Bd. 1 (S. 21–59). Salzburg: Otto Müller.
- Zurhorst, G. (1988). Wissenschaft und Subjektivität – für eine kritische, phänomenologisch-existentialistische Fundierung der GT. In GwG (Hrsg.), *Orientierung an der Person*. Bd. 2 (S. 182–186). Köln: GwG.

Autor:

Hermann Spielhofer, Dr., *Klinischer Psychologe und Psychotherapeut in freier Praxis. Langjährige Tätigkeit in ambulanten psychiatrischen Einrichtungen. Arbeitsschwerpunkte: Anthropologie und Wissenschaftstheorie.*

Korrespondenzadresse:

*Dr. Hermann Spielhofer
A-1080 Wien, Josefstädter Straße 35/12
E-Mail: hermann.spielhofer@chello.at*